

Daniel Fuhr:

Der stampfende Fuß

Er schwitzt schon wieder. Er hasst das: Wenn der Schweiß in kleinen nassen Rinnsalen an seinem fetten Rücken hinunter rinnt und ihm hinten in die Unterhose läuft. Und wenn die dann genau zwischen seinen Pobacken nass und klebrig wird.

Wenn er gleich aussteigt, wird ein Sommerwind wehen und dann klatscht er ihm das nasse Hemd an den Rücken. Wie widerlich.

Er hat den Wagen am Anfang der Kenkhauser Straße geparkt, bis zum Haus sind es vielleicht 70 Meter.

70 Meter dürfen es nicht sein. Es müssen 80 Meter sein, sonst klappt es nicht.

Er schaut zurück und überschlägt den Weg. Im Schätzen von Entfernungen ist er eigentlich ganz gut. Es sind, verdammt noch mal, keine 80 Meter.

Dann setz den Wagen um. Denn 70 Meter gehen nicht.

70 Meter gehen nicht.

70 Meter gehen nicht.

70 Meter gehen nicht.

70 Meter gehen nicht.

Jetzt hat er sich viermal klar gemacht, dass 70 Meter nicht gehen. Vier ist eine gute Zahl. Er liebt die Vier. Sie fühlt sich so richtig an.

Er seufzt, dreht den Schlüssel um, der Wagen stottert kurz, aber er läuft.

Was für ein überflüssiger Lärm, der Wagen steht doch gut.

Nein, er steht falsch.

Er setzt den Wagen gefühlte zehn Meter zurück, macht den Motor aus, schließt kurz die Augen – und öffnet sie. Spontaner Ersteindruck: Ja, das sind 80 Meter.

Wirklich? Willst du sie nicht lieber abmessen?

Er weiß: Im Kofferraum liegt sogar ein Maßband.

Er steigt aus und da ist er, der Sommerwind, der ihm das Hemd an den Rücken klatscht. Er schließt die Tür fünfmal zu und wieder auf und wieder zu und glaubt jetzt, dass es gut ist.

Verdammt, die Tasche.

Was setzt du auch auf die fünf?

Er schließt den Wagen wieder auf, öffnet dann die linke Hintertür, holt die Tasche heraus, schultert sie, tippt achtmal mit dem rechten Zeigefinger auf die Sitzfläche der Rückbank, schließt die Tür. Und dann geht es los:

Zu.

Auf.

Zu.

Auf.

Zu.

Auf.

Beim 31. Mal braucht er eine Pause.

Du musst es 64 Mal machen, sonst sehen sie dich.

Aber wenn ich es jetzt noch ein bisschen mache, dann sieht mich gleich sowieso einer, entgegenet er.

Wenn du es 64 Mal machst, kommst du aus der Nummer raus. Alles andere führt in die Katastrophe. Also mach es.

Er schließt den Wagen weitere 33 Mal auf und zu, beim 27. Mal ist er überzeugt, sich verzählt zu haben und zählt genau achtmal nach, bis er sicher ist, dass alles stimmt, dann schließt er noch sechs Mal auf und zu und er weiß: Jetzt wird er nicht mehr gesehen! Das ist seine verflixte Logik: 64 Mal klickt es in seinem Schloss, in einer heißen Sommernacht mitten zwischen den Ein- und Zweifamilienhäusern an der Kenkhauser Straße in Wermelskirchen und jetzt muss nur irgendein Idiot pissen gehen und ihn zufällig durch ein Fenster entdecken. Aber nein, er hat es

ja genau so oft gemacht, dass ihn so oder so keiner sehen kann. Als wäre er unsichtbar. Mein Gott, denkt er: Warum glaube ich das nur immer wieder?

Weil du es musst.

Er schaut sich um. Alles ist still in Kenkhausen, die ganze Straße scheint schon vor Stunden eingeschlafen zu sein. Oder zumindest liegt sie ermattet in der nächtlichen Augusthitze. 25 Grad um kurz nach zwei. Oh Mann.

Langsam schlendert er auf das Haus zu, sein hellgraues Hemd flattert kurz und klatscht dann wieder an seinen nassen Rücken. Eine Ekel-Gänsehaut saust durch seinen gesamten Körper, während der Schweiß auf seiner Stirn nur ganz langsam trocknet.

Vor ihm erscheint ein riesenhaftes Haus.

Er erreicht den Eingang und erkennt Eingangsplatten, auf die ein ganzer Fuß passt: Land in Sicht. Er steigt über alle Fugen, setzt jeden seiner Schritte genau auf die Platten und erreicht die drei Stufen, die zur Tür führen. Kein Bewegungsmelder, da hat er sich vorher abgesichert. Im Dunkel des Eingangs zündet er ein Feuerzeug an und leuchtet auf das Namensschild:

Hier wohnen

Peter Paulsen und

Pauline Schmitz

mit Tobias Schmitz

und Fussy.

Wenn sie ihn heiratet, wird sie Pauline Paulsen heißen. Selber schuld. Hier lebst du also jetzt mit deinem neuen Stecher, denkt er. Und mit meinem Kind. Du hast ihn mir einfach entrissen, von heute auf morgen. Keine Erklärung, keine Frist, kein nichts. Du warst weg und er war es auch.

Tobias ist nicht mal fünf. Er zieht ein Foto des Kleinen aus der Hemdtasche. Zwischen Knicken lächelt ihm ein niedlicher Junge entgegen.

Nie wieder wird er den Augenblick vergessen, als dieser Junge die Hand an die Heckschreibe presste, sein kleines Gesicht voller Tränen, und dieses Gesicht immer kleiner wurde hinter

der schmutzigen alten Fensterscheibe seines Kombis, mit dem sie sich davon machte. Immerhin: Den Wagen hatte sie ihm wieder hingestellt: „Der ist genauso schrottreif wie du.“

Wie oft hatte sie ihm fassungslos bei all diesen Dingen zugehört. Wie er, scheinbar völlig entrückt, zigmal ein und denselben Lichtschalter an und aus schaltete. Wie er den Wasserhahn minutenlang einfach laufen ließ, um ihn dann, wie durch ein stummes Signal in Gang gesetzt, plötzlich zuzudrehen – so fest, dass sie einmal fast den Klempner angerufen hätte. Wie er beim Frühstückmachen ein Dutzend Brote schmieren musste, bis endlich eines so aussah, dass er es essen konnte. Wie er Tausende von Dingen tat, die ein gesunder Mensch nicht tut. Aber sie hielt ihn nie für krank. Sie hielt es für Allüren. Sie glaubte, es sei abstellbar. Wie oft hatten sie sich deswegen in die Haare gekriegt. Wie oft hatte sie ihm Vorwürfe gemacht, während er sich zu erklären versuchte: „Ich kann nicht anders. Ich weiß selber, dass das keinen Sinn ergibt, aber ich muss es tun.“ Und wie war sie ausgerastet, als er ihr schließlich kleinlaut berichtete, er habe da mal Kontakt mit einem Psychologen aufgenommen, weil es so einfach nicht mehr gehe. „Mein Mann ist ein Irrer, na wunderbar. Gewöhn dir den Scheiß einfach wieder ab und damit hat sich’s.“

Aber ich bin kein Irrer, flüstert er es jetzt in die Nacht hinein. Einsam steht er da, schwitzt und schaut noch einmal auf das Namensschild. Seinen Sohn hat er in den letzten vier Monaten genau einmal gesehen. Vielleicht schenkst du ihm ja bald ein Geschwisterchen, du verdammtes Miststück, denkt er. Wer aber ist Fussy? Muss neu sein, bei seinem letzten Besuch war davon noch nicht die Rede. Ein plüschiger Bobtail zum Herzeigen vielleicht? Oder ein Meerschweinchen in Tobias’ Zimmer? Er wollte immer ein Meerschweinchen haben. Aber Papa war ja gegen alles allergisch, was sich nicht jeden Tag rasieren kann.

Ich habe euch zugeschaut bei eurem Hier-ist-alles-gut-Leben. In dieser Straße, in diesem Haus, bei diesem Mann, ja, du hattest recht: Das alles konnte ich dir nicht bieten. Er knackt viermal mit dem Kopf, zwinkert achtmal mit den Augen, dann wieder das Kopfknacken. Es kracht so laut in seinem Nacken, dass er sicher ist: Jetzt wacht die ganze Straße auf.

Er holt ein Handy aus der Tasche und fotografiert das Namensschild. Dann packt er Feuerzeug und Telefon ein und schleicht über die Platten ums Haus herum.

Der Hintereingang. Ein Grinsen schleicht sich auf sein Gesicht, als er sich seine Handschuhe anzieht (er denkt nicht daran, wie extrem seine Finger gleich schwitzen werden) und den Schlüssel hervorkramt: Bei seinem zweiten Besuch, als sie ihm den Kleinen wahrhaftig für einen ganzen Samstag überließ, lag da dieser Schlüsselbund. Und da stand auch noch „Hintereingang“ an einem der Schlüssel dran.

Ja, so was Dummes aber auch.

Bestimmt hat sie ihn inzwischen nachmachen lassen. Aber für ihn ist dieser eine entscheidend. Er will ihn gerade ins Schloss schieben, da stoppt ihn sein eigener Herzschlag: Plötzlich pocht es gewaltig in ihm. Es wummert unter seinem Hals wie ein eingebauter Subwoofer mit einer zehn auf der Tiefenskala. Er beginnt zu stampfen: Mit beiden Beinen auf die Platten. Stampf. Stampf.

Er schaut sich um. Niemand zu sehen. Der große Garten, der sich hinter dem Haus erstreckt, besteht nur aus Dunkelheit. Er stampft 32 Mal, bis es gut ist. Vorsichtig schiebt er den Schlüssel ins Schloss, dreht leicht, es knackt – die Tür ist zu, aber nicht abgeschlossen. Er erwartet ein Quietschen, doch die Kunststofftür öffnet sich mit stiller Präzision. Zeit für die Taschenlampe. Ein Klick und ...

... wer hat hier Zehn-Zentimeter-Fliesen gelegt? Welche blöde Sau sucht solche Fliesen aus? Da passt doch nicht mal ein Kinderfüßchen drauf. Wie kann einer so viele Fugen vertragen?

Achtmal Kopfknacken.

20 Mal Augenblinken.

Vier Mal mit jedem Daumen knacken.

24 Mal Kopfschütteln.

Nur langsam kommt er wieder zu sich.

Hier kannst du nicht durchgehen.

Danke für die Information. Sie hatten so schön die Klappe gehalten.

Hast du das kapiert? Du kannst hier nicht ...

Das weiß ich selbst!

Höchstens fliegen, hih!

Er schlägt sich so hart mit der flachen Hand gegen die Stirn, dass ein lautes Klatschen in die Nacht hinaus peitscht. Aber ausschalten kann er nichts. Die kleinen Männer in seinem Kopf schlafen nie.

Resignation legt sich wie ein grauer Schleier auf ihn. Das war's. Er wird es niemals über diese Fliesen schaffen. Er ist nicht Jack Nicholson am Ende von *Besser geht's nicht*, der es einfach tut, verdammt, so weit bin ich nicht. Der hat die Liebe eben erst gefunden und ich habe sie verloren, Mann! Ja, ich habe meine Liebe verloren und ich kann nicht über diese Scheißfliesen gehen.

Sagen wir mal so: Wenn du's doch wagst, wirst du sterben. Du wirst untergehen, du wirst dich auflösen, einfach verschwinden ...

Ja!, schreit er in sich hinein, ich habe es kapiert, verdammt noch mal! Ich habe kapiert, dass ich der einzige Einbrecher auf der ganzen Welt bin, der es schafft mit einem Schlüssel in ein Haus einzudringen und dann nicht reingehen kann! Und ich halte das grade eigentlich nicht wirklich aus, ich würde jetzt am liebsten ...

Deine Frau abstechen. Das willst du am liebsten. Und den Kerl, der sie fickt. Und dann nimmst du deinen Sohn mit und alles wird gut. Ist doch ganz leicht.

Ja, vielen Dank. Und es wird bestimmt total leicht, das sieht man ja schon an diesen Scheißfliesen hier.

Also gut: Er muss sich einen anderen Weg suchen oder aufgeben. Im Wohnzimmer liegt Parkett, das hat ein so kleines Muster, dass er es betreten kann, ungern zwar, aber es geht. Aber wie kommt er da hin?

Zehn nach zwei und, Moment, 40, 41, 42, 43, 44 – die Quersumme von 44 ist acht, er kann sich jetzt Richtung Garten umdrehen. Vorsichtig schließt er die Tür. Sie klickt so leise, dass er sicher ist: Keiner wach geworden. Der schwerwarme Som-

merwind rüttelt die Äste der Bäume auf Peter Paulsens pervers fettem Grundstück kräftig durch. Sie wiegen sich hin und her, so als tanzten sie zu einer stillen Melodie, die nur die Baumkronen hören können. Ich bin ein Poet, denkt er.

Irgendwo im ersten Stock dieser Hütte liegt sie jetzt im schwarzen Satinnachthemd in seinen Armen, er schläft unter Garantie maximal in Boxershorts.

Es darf kein Morgen geben.

Er muss einen anderen Eingang finden.

Langsamem Schrittes steigt er die Stufen der Außenkellertreppe wieder hinauf und betritt den Gartenweg.

Halt! Du hast mit der rechten Ferse die letzte Stufe nicht richtig berührt. Sie muss komplett auf der Stufe stehen.

Er hält inne. Da war alles richtig, verdammt.

Nein, war es nicht. Geh weiter und sie werden dich entdecken. Jetzt mach diesen Schritt noch mal.

Wie oft? 48 Mal? Oder lieber gleich 144 Mal? Ihr könnt mich! Ich muss hier überhaupt gar nichts.

Er atmet tief durch und geht einfach weiter.

Als der alte Ford quietschend in die Straße einbiegt, kann er gar nicht erst zur Seite springen, da hat ihn der Scheinwerfer schon erfasst. Der tiefe Kompressormotor zerstückelt die Ruhe, er braust wie ein Orkan durch die Schwärze der Nacht, saust auf ihn zu. Und er wankt mit starren Augen im Lichtkegel.

Gleich hält er an, zischt es in ihm, gleich haben sie dich, hab ich's nicht gesagt? Und wie ich dein Glück kenne, sitzen da ein paar Bullen drin und dann war's das!

Er kann sich noch immer nicht bewegen, steht wie angewurzelt da und sieht das Licht auf sich zukommen – und vorüberziehen. Kein Bremsen, nicht mal eine Verlangsamung. Stattdessen johlende junge Stimmen aus heruntergekurbelten Autofenstern und im Licht der Laternen blitzender Chrom. Das Blechmonster ist weg. Und er noch da.

Er und das verdammte Zischen: *Sie werden umkehren. Und wenn nicht: Die Karre war so laut, jetzt ist die halbe Straße sowieso wach. Sie werden dich finden. Dich killen. Du wirst hier sterben, Mann.*

Nein, nein, nein, nein – das waren jetzt vier Neins, ohne dass er es wollte. Umso besser. Er besinnt sich wieder: Ein zweiter Eingang muss her. Jetzt sofort. Er schreitet weiter den Plattenweg entlang, setzt schön jeden Fuß zwischen die Fugen, Stück für Stück nähert er sich der hinteren Ecke. Er lehnt sich an den weißen Putz, lugt herum: Helle Vorhänge wehen im Wind.

Mein Gott, diese Idioten haben die Tür offen gelassen. Sein Herz pocht wieder stärker, jetzt, da er wartet, spürt er es noch heftiger.

Als er die Terrassentür erreicht, sieht er, dass sie einen Spalt weit offen steht. Eine Schiebetür. Die könnte quietschen. Er steckt den Kopf durch den Spalt und wagt einen Blick ins Innere: das gigantische Wohnzimmer. Links eine Couchecke, dahinter an der Wand ein Riesenfernseher, rechts der Essbereich, vor Kopf ein Durchgang in die Küche. Der edle helle Boden. Fussy ist kein Hund, soviel ist mal klar.

Er schiebt so langsam es geht die Tür zur Seite. Kein Ton ist zu hören. Vorsichtig tritt er auf das helle Parkett. Seine Ledersohlen hinterlassen kaum ein Geräusch. Von irgendwo das eintönige Klack-klack einer etwas größeren (und wohl auch teureren) Uhr. Warum erschieße ich sie eigentlich nicht?, fragt er sich, als er schließlich mitten im Zimmer steht und der Stille lauscht. Weil ich ihr Blut spritzen sehen will? Weil ich sein Blut spritzen sehen will? Was auch passiert: Der Kleine darf nichts mitkriegen. Er schläft oben, im zweiten Stock.

Er schleicht durch die Weite des Raumes. Hinter dem Durchgang, da, wo ein Flur in die mondäne Küche führt, erstreckt sich eine teure Marmortreppe nach oben. Famos, wie sie zum hellen Parkett passt. Von außen hatte das Haus gar nicht so großartig ausgesehen wie jetzt.

Ein Knarzen.

Ein leichtes Klicken.

Ein Schlurfen.

Schlapp-schlapp. Schlapp-schlapp. Hausschuhe auf Stein. Jemand kommt die Treppe herunter. Gleich zischt es. Gleich zischt es in seinem Kopf und es wird nicht mehr aufhören. Aber nein, in ihm herrscht Schweigen. Er wartet den Bruchteil einer Sekunde

ab, verwirrt, irritiert: Die kleinen Männer da oben schlafen doch eigentlich nie! Doch nichts regt sich.

Schlapp-schlapp. Schlapp-schlapp. Auch lange Treppen sind nicht endlos. Er tritt zur Seite, entdeckt einen Vorsprung in der Diele, versteckt sich dahinter. Wartet. Die kleinen Männer in ihm schweigen weiter. Sein Herz wummert in seinem Hals, seinem Kopf, alles ist ein einziges Pochen.

Noch einmal macht es schlapp-schlapp, dann das Schlurfen. Er lugt aus seinem Versteck hervor. Peter Paulsen trägt einen Slip zu seinen Hausschuhen. Er schleicht in die Küche. Ein Kühlschrank wird geöffnet, dann eine Flasche. Und wieder geschlossen. Abgestellt. Die Kühlschranktür schließt sich. Alles geschieht im Dunkeln.

Langsame Schlurfschritte zurück in den Flur.

Es klingt gar nicht so fies wie in den Filmen. Fast geräuschlos tritt die Klinge in Peter Paulsens Bauch ein. Die Haut zerplatzt an der Einstichstelle. Als er das Messer einmal um sich selbst dreht, formt es in Paulsens Bauch einen ordentlichen Kreis von einigen Zentimetern Durchmesser. Das Drehen ist, rein akustisch, noch das Fieseste an der ganzen Sache. Es klingt ein bisschen, als schäle man einen Apfel. Er hält Paulsen die Hand auf den Mund, seit Sekunden schon. Er hatte nicht einmal schreien können, so plötzlich war sein Mörder vor ihm aufgetaucht, so unfassbar schnell war ihm der Tod vors Gesicht gesprungen. Nur sein entrückter Blick, seine vor Schmerz und Entsetzen aufgerissenen Augen, seine Sterbefratze, deuten darauf hin, was gerade mit ihm geschieht. Er sinkt zu Boden, röchelnd, schlotternd.

Peter Paulsen rührt sich nicht mehr.

Er kann kaum glauben, wie einfach das war. Ein Satz, ein Stoß, der Rest war Kür. Er muss fast lachen. Warum hat er das Messer noch einmal gedreht? Eine letzte Strafe dafür, dass er sie ihm weggenommen hat? Dass er ihr das Leben geboten hat, zu dem er selbst nie in der Lage war? Er begräbt den Gedanken. Schließlich ist er noch nicht fertig. Er blickt die Treppe hinauf in den dunklen oberen Flur. Nichts regt sich dort. Er will gerade die erste Stufe betreten, da zischt es wieder in seinem Kopf:

Das Messer ging zwei Zentimeter neben seinem Bauchnabel rein. Und du hast nur einmal zugestochen. Macht drei. Du kannst ihn nicht mit einer Drei da liegen lassen.

Er erstarrt.

Du brauchst gar nichts zu sagen. Tu es einfach.

Wahrhaftig, sie hatten ihn zwei Minuten lang in Ruhe gelassen: In diesem extremsten Moment seines Lebens hatten sie ihren Rand gehalten, ihn einfach machen lassen.

Und warum mischt ihr euch jetzt ein? Ich will meine Ruhe. Es wird kein Ford kommen und es wird auch kein Erstochener wieder aufwachen und ...

... gleich steht dein Sohn oben auf der Treppe. Und was sagst du dem dann? Dass du zum Spielen gekommen bist? Also, worauf wartest du? Du weißt doch längst, dass du eine 16 brauchst. Eine 16 – genau in den Bauchnabel. Und alles wird gut.

Er dreht sich um: Das Blut aus Peter Paulsens Bauch färbt den hellen Boden tiefrot, doch im nächtlichen Zwielflicht schaut es aus wie ein grau glitzernder See.

Er beugt sich über den Toten, in dessen Nabel sich eine Blutpfütze gebildet hat. Da muss er rein.

Er holt aus. Sticht zu. Daneben. Mindestens einen Zentimeter. Paulsen wird von dem Stich durchgerüttelt und wirkt dabei wie eine Puppe. Es vergehen nur Sekunden und er hat 37 Mal zugestochen, aber nur 15 Mal den Bauchnabel getroffen. Er wischt das Blut von Paulsens Bauch so gut es geht ab und den Nabel frei. Mit der linken Hand streckt er die Haut, mit der rechten sticht er zu. 16.

Das Schlafzimmer. Stille. Er hat sich nicht mehr umgeschaut. Er denkt auch nicht mehr. Er funktioniert. Nach der 16 haben sie ihn in Ruhe gelassen, ihn die Treppe hochgehen lassen, er hat alles vollgetropft, die Putzfrau (er ist sicher, dass sie sich eine leisten können) wird morgen eine Menge zu tun bekommen. Die Tür ist geschlossen, ja, sie hasst offene Schlafzimmertüren, und wenn es nur für ein paar Minuten ist. Und sie hasste es noch viel mehr, wenn er sie vor dem Schlafengehen 32 mal auf und zumachen musste. Er schaut den Flur entlang zur zweiten Treppe hinauf.

„Hier geht’s ins Tobiasland“, weist ein blaugelbes Schild den Weg.

Er zieht sein blutnasses Hemd aus. Das Blut ist auf seinen schwabbeligen Bauch durchgesickert, dunkelrote Schlieren ziehen sich von der Brust bis zum Hosenansatz. Auch die Hose ist voller Blut, an irgendwas musste er seine Hände ja abwischen.

Langsam drückt er die Klinke herunter. Öffnet die Tür.

Ein fast quadratischer Raum, groß, weit, alles weiß. Das Fenster steht leicht offen, die Jalousien sind nur halb herunter gelassen. Der Boden, das Bett, die Schränke, alles weiß. Nur die Frau, die ihm, umspielt von einer hauchdünnen weißen Decke, schlafend den Rücken zudreht, ist in ein schwarz schimmerndes Satinnachthemd gehüllt.

Mein Gott, siehst du schön aus. Mein Gott, was hast du mit mir gemacht.

Er schließt die Tür, drückt die Klinke viermal herunter, da zuckt sie kurz, er hält inne.

„Komm, leg dich wieder hin“, murmelt sie.

Und er tut es. Er schleicht zum Bett, setzt sich zunächst, legt sich dann hinter sie. Sie nimmt seinen Arm, legt ihn auf ihre Hüfte. Streichelt über die nasse, klebrige Haut, zupft an den langen Haaren, die verklebt sind von Blut.

„Peter, was ...?“

Dann der Blick in seine Augen. Dann – kein Schrei. Er drückt ihr die Hand auf den Mund, ehe sie einen Ton sagen kann.

Sie strampelt, gestikuliert, zuckt, quiekt, aber er hält sie fest, so gut es geht. Er setzt sich hin, zieht sie vor sich, hält ihr weiter die Hand auf den Mund, drückt so fest zu, dass ihre Bewegungen für einen kurzen Moment nachlassen. Sie wirkt hellwach und erschöpft zugleich. Dann wieder das Strampeln, ihre Beine knallen auf die Matratze und verursachen einen Lärm, den er sich nicht leisten kann.

Er drückt sie mit dem Rücken ins Bett und setzt sich auf ihre Beine. Da gelingt es ihr für einen Sekundenbruchteil, ihren Mund von seiner Hand zu befreien. Schrill dringt ihr Schrei in die Stille ein, ehe seine Hand wieder zur Stelle ist.

Schneid ihr die Kehle auf!

„Nein!“, schreit er. Nicht in die Kehle. Nicht so eine Sauerei.
Jetzt mach es!

Er schließt die Augen, atmet zweimal tief. Und tut es. Viermal. Hin und her und hin und her, bis ihr Hals vorne nur noch eine tiefrote klaffene Wunde ist.

Und die Stimme in ihm zischt: *Das war gut, begeisternd! Perfekt, auf Anhieb! Und wegen des Kleinen: Mach dir keine Sorgen. Der ist gerade wieder eingeschlafen.*

Er betrachtet sie. Was fühlt er? Erleichterung?

Nein. Die Depression stürmt mit einem Holzhammer herbei und zertrümmert alles. Ein pechschwarzer Umhang ohne Knöpfe legt sich auf seine Seele und macht das Licht aus: Was habe ich getan? Das hier habe ich nie gewollt. Ja, er wollte die Menschen ermorden, die ihm das Liebste auf der Welt genommen haben. Ja, er will seinen Jungen aus dieser Plastikwelt herausholen, die ihm Kindheit vorgaukeln soll. Aber es war so anders gedacht, so anders geplant. Zwei gezielte Stiche, fertig. Jetzt sitzt er in einem Massaker. Hätte er das nicht ahnen können?

Hört ihr, da oben? Ich habe zwei Menschen massakriert! Ihr habt mich zum Monster gemacht!

Keine Antwort.

Er steht vom Bett auf, schaut sie noch einmal an, plötzlich sieht er sie im Kreissaal liegen und sich selbst neben ihr sitzen, sieht, wie er ihre Hand hält, wie sie das Kind aus sich rausdrückt, wie sie es ihm schenkt. Augen zu. Tür zu. Er muss ins Bad.

Nach fünf Minuten hat er sich so weit abgewaschen, dass kaum noch etwas zu sehen ist. Auf einem Bügel an der Wand hängt eines von Peter Paulsens Designerhemden, natürlich schneeweiß, einmal getragen, nach Parfüm duftend.

Er zieht es über, zumachen versucht er gar nicht erst, denn jeder Knopf würde einzeln abspringen. Er kämmt sich sein schütteres Haar, schaut noch einmal in den Spiegel: Bin ich noch ein Mensch? Ich bin ein Vater. Der sein Kind lange, lange nicht gesehen hat.

Tobiasland. Die Treppe hoch und gleich links.

Wieder steht er vor einer Tür.

„Hier wohnt der tollste Junge der Welt.“ Die Handschrift seiner Mutter auf einem furchtbar kitschigen Bild. Plötzlich hört er ein dumpfes Stampfen.

Eins-zwei. Eins-zwei. Eins-zwei. Eins-zwei. Es kommt von drinnen. Dann eine leise flüsternde Kinderstimme: „Verdammt.“

Und wieder das Stampfen.

Er öffnet zaghaft die Tür, schwaches Nachttischlicht erfüllt den Raum.

Erschrocken dreht sich der Junge um, das kleine Gesicht unter den dunkelbraunen Haaren ängstlich verzerrt. Er hat ihr Gesicht. Doch dann erblickt er seinen Vater, seinen wirklichen, echten Vater, und die Angst verfliegt: „Papa!“

Er rennt auf seinen Vater zu, springt ihn an, der nimmt ihn auf den Arm, drückt ihn an sich. Fest, zugleich behutsam. In einer Ecke sieht er aus dem Augenwinkel, wie ein Hamster sich durch ein Laufrad quält. Fussy.

„Papa, ist dir warm?“

„Ein bisschen.“

„Du hast dasselbe Hemd wie Peter!“

„Ja.“

„Was machst du hier? Es ist doch spät, oder? Holst du mich ab? Spielen wir was?“

Tausend Fragen, und seine Augen, so groß, so voller Neugier, und sein Gesicht, so anders, um so viel älter geworden in den Monaten seiner eigenen Einsamkeit.

„Ja, Tobias, wir können was spielen. Natürlich.“

„Super! Ich bin auch gar nicht mehr müde.“

„Sag mal, was war das eigentlich eben für ein Stampfen? Das war doch ein Stampfen?“

Tobias wird ernst. „Das muss ich immer machen, bevor ich abends ins Bett gehe. Hat irgendwann einfach so angefangen. Ich muss dann immer mit dem rechten und dem linken Fuß auf den Boden stampfen.“

Er setzt den Jungen ab, kniet sich zu ihm runter, schaut ihn an.

„Wer sagt das? Wer sagt, dass du das immer machen musst?“

„Da sind so kleine Männer in meinem Kopf, die sagen das. Manchmal muss ich auch viermal den Wasserhahn auf- und zu-

drehen. Oder meine Stiefel achtmal an- und wiederausziehen. Mama hat mich deswegen schon ganz böse ausgeschimpft. Sie sagt, ich darf das nicht machen. Dann bin ich traurig und muss oft weinen. Denn die kleinen Männer sagen, ich muss.“

Sein Herz boxt gegen seine Brust. Rinnsaale aus Schweiß auf seinem Rücken. Rasender Atem. Ihm wird schwindelig.

„Und warum musst du es tun?“

„Weil sonst was ganz Schreckliches mit der Mama und dem Peter passiert. Etwas ganz doll Schlimmes. Aber weil Mama gesagt hat, ich darf abends nicht mehr rumstampfen, bin ich heute das erste Mal ganz ohne Stampfen ins Bett gegangen.“

Er schwankt. Die Knie geben nach. Er sackt auf den Hintern.

„Aber“, ein Stammeln, ein Ächzen, „aber du hast doch gerade eben gestampft, oder? Das war doch ein Stampfen?“

„Ich bin aufgewacht. Bestimmt hab ich nur blöd geträumt. Dann hab ich einen Schluck Milch getrunken, die steht da auf dem Nachttisch, damit ich nachts nicht runter zum Kühlschrank laufen muss, siehst du?“

Er lehnt sich an die Tür, legt den Kopf zurück, die Augen verdrehen sich. Sein Bewusstsein sagt leise Goodbye.

„Und dann sagten die kleinen Männer in meinem Kopf: He, Tobias, jetzt schlafen doch alle. Da hört das doch eh keiner. Jetzt kannst du stampfen! Und jetzt tu's! Los! Aber ich krieg's heute einfach nicht hin. Manchmal dauert das schon wirklich lange, bis es klappt, aber heute geht's gar nicht. Hast du so was auch schon mal gehabt, Papa? Papa? Papa!“

Vita:

Daniel Juhr lebt und arbeitet als Texter, Autor, Journalist und Verleger in Wipperfürth. Nach zahlreichen Veröffentlichungen in verschiedenen Printmedien gründete er im Jahr 2010 JUHR Text & Verlag. Im Oktober 2011 erschien sein Romandebüt „Exit“ über die legendäre Diskothek unter der Müngstener Brücke, im September 2013 folgte sein Kriminalroman „Der Kommissar und sein Kind“, der im Verlag CW Niemeyer erschienen ist.
www.juhrtext.de, www.juhrverlag.de